DER STURM

MONATSSCHRIFT FÜR KULTUR UND DIE KÜNSTE

Redaktion und Verlag	Herausgeber und Schriftleiter	Kunstausstellung
Berlin W 9 / Potsdamer Straße 134 a	HERWARTH WALDEN	Berlin / Potsdamer Straße 134 a

SIEBENTER JAHRGANG | BERLIN SEPTEMBER 1916 | SECHSTES HEFT

Inhalt: **Herwarth Walden:** Ruf an August Stramm / **Peter Baum:** Kyland / **Arthur Keleti:** Klagegesang im Jahre Tausendneunhundertfünfzehn / **Adolf Knoblauch:** Seidenfaden / **Kurt Striepe:** Maya / **Herwarth Walden:** Umberto Boccioni / **Wilhelm Runge:** Gedichte / **Herwarth Walden:** Der vergessene Kern / **Campendonk:** Holzschnitt / Vom Stock gedruckt / **Umberto Boccioni:** Die Abfahrenden / Zeichnung / **Georg Schrimpf:** Holzschnitt / Vom Stock gedruckt

Campendonk: **Holzschnitt / Vom Stock gedruckt**

Ruf an August Stramm

Rede zum ersten Sturm-Kunstabend in der Kunstausstellung Der Sturm am ersten September 1916

Die Sporen klirrten und seine Stimme jubelte durch diese Räume, die uns die Welt deuten. Aus diesen Räumen wuchs der Hall seines Jubels in den Raum, über den Raum hinaus, in die Zeit über die Zeit hinaus. Tränen kreist der Raum. Das ist die Menschheit. Die Sporen fielen ab auf russischer Erde. Ein deutscher Hauptmann liegt unter ihr. Die Kunst macht ihm, macht uns die Erde leicht. Der Jubel hallt über Deutschland hinaus, über die Erde hinaus, über das Ende hinaus. Ueber den Anfang hinaus in das Reich des Unerreichbaren, das uns in die Ewigkeit führt.

Die Kunst ist unmenschlich. Darum wollen ihr alle Menschen opfern. Aber solange die Menschen ihr sich nicht selbst opfern, ist die Kunst in Rauch gehüllt. Solange sehen die Menschen das Feuer nicht, das wärmt, das glüht, das leuchtet. Und das verbrennt, wenn man an es greift. Die Menschen wundern sich nur über das, was nicht geschieht. Das Geschehen wird bewiesen. Die Sonne scheint, denn es ist bewiesen. Die Erde dreht sich, denn es ist bewiesen. Der Mensch wird geboren, denn es ist bewiesen. Aber der Mensch wird nicht gestorben, was zu beweisen wäre. Der Mensch stirbt einfach. Und das ist den Menschen ein Wunder. Der Mensch stirbt einfach und stirbt milliardenfach. Die Unruhe hastet über die Erde, über die Ruhe des Einfachen. Es ist nichts zu beweisen. Die Münder suchen ihn. Die Blicke suchen ihn. Die Gedanken suchen ihn. Er wird nicht gefunden. Aber im wachen Schlaf, im schlafenden Wachen steht er bei uns, vor uns, über uns, er, der starb. Wir küssen ihn, wir drücken ihn, wir sehen ihn. Doch wenn wir an ihn denken, verläßt er unser Gedächtnis. Das Gedächtnis verläßt uns im Wunder. Das Gedächtnis ist Nachfeier. Feier ist das Wunder. Man soll das Wunder feiern.

So einfach, wie der Mensch stirbt, so einfach lebt die Kunst. Denn die Kunst wird nicht geschaffen, die Kunst schafft. Sie trägt den Künstler, der sie trägt. Kunst lebt den Künstler, der ihr stirbt. Sie trägt den Tragenden durch das Getragene.

Darum soll man das Wunder feiern.

Wir klagen und weinen um Dich, August Stramm. Um Dich, den Menschen und Freund. Um Dich, also um uns. Da wir nicht sehen können, daß Du nun hörst, was Du hörtest. Aber Du hörst es. Gerade deshalb hörst Du es, weil wir es mit unsern blinden Augen nicht sehen können. Du hörst es und wir können es beweisen. Beweisen mit ihrem Wissen. Denn sie wissen, daß die Sonne leuchtet, auch wenn sie sie nicht sehen. Sie wissen es, weil sie es gelernt haben. Und wenn sie es nicht gelernt hätten, dennoch leuchtet die Sonne in ihre Nacht.

Die Kunstgeschichte ist feige. Nach dem Tod des Künstlers stürzt sie auf ihn und stellt fest, wie er gelebt hat. Wo er gelebt hat. Wovon er gelebt hat. Daß er gelebt hat, kann die Kunstgeschichte erst durch den Tod des Künstlers feststellen. Die Kunstgeschichte sammelt Daten. Die Daten des äußeren Lebens. Das innere Leben sammelt der Künstler selbst. Die Kunstgeschichte hat kein Recht darauf. Es ist gesammelt. Die Kunstgeschichte wird feststellen, daß August Stramm kein Berufsdichter war. Kein Kaufmann also, der Offenbarungen Anderer auswählt: die Offenbarung wählt sich d e n Künstler, der nicht mit ihr rechnet, also niemals einen Berufsdichter. Die Kunstgeschichte wird die Daten des äußeren Lebens nüchtern finden. Denn die Kunstgeschichte ist romantisch. Der Künstler ist es nicht. Die Kunstgeschichte wird feststellen, daß August Stramm am neunundzwanzigsten Juli 1874 zu Münster in Westfalen geboren wurde, als Sohn des Obertelegraphenrevisors Albert Stramm. Sie wird feststellen, daß August Stramm das Gymnasium in Eupen und Aachen besucht hat. Daß er auf Wunsch des Vaters seinen Beruf bei der Post suchte, die üblichen Studien hierzu machte, nebenbei auf die Universität ging und in Halle zum Doktor der Philosophie promoviert wurde. Die Kunstgeschichte wird weiter feststellen, daß er nach Zeugnis seiner Vorgesetzten ein sehr tüchtiger und fähiger Beamter gewesen ist, es bis zum Kaiserlichen Postinspektor brachte, und daß er im Jahre 1914 in das Reichspostamt berufen wurde. Die Kunstgeschichte wird ferner feststellen, daß er nach Zeugnis seiner Vorgesetzten ein hervorragender Soldat und Offizier gewesen ist und bereits im Jahre 1913 zum Hauptmann der Reserve befördert wurde. Die Kunstgeschichte wird feststellen, daß er bei Ausbruch des Krieges in das Landwehrregiment 110 als Kompagnieführer versetzt wurde, die Gefechte in den Vogesen und im Ober-Elsaß mitmachte, im Januar 1915 in ein neues, junges Regiment als Kompagniechef berufen wurde, daß er mit diesem Regiment an die Front nach Frankreich kam und dort das Eiserne Kreuz erwarb. Sie wird ferner feststellen, daß er mit seiner Kompagnie die große Durchbruchsschlacht von Gorlizce mitmachte und den ganzen Feldzug in Galizien. Daß er als Bataillonsführer insbesondere bei der Erstürmung des Dorfes Ostrow Außerordentliches an Tapferkeit und Ueberlegung leistete, hierfür das oesterreichische Verdienstkreuz mit der Kriegsdekoration erhielt und zum Eisernen Kreuz Erster Klasse eingegeben wurde. Daß er am ersten September 1915 als letzter Ueberlebender seiner Kompagnie bei einem Sturmangriff in den Rokitnosümpfen fiel, nachdem er über siebzig Schlachten mitgemacht hatte. Ein Kopfschuß tötete ihn sofort. Am zweiten September morgens wurde er auf dem jüdischen Friedhof bei Horodec mit militärischen Ehren bestattet. Vermählt hatte sich August Stramm 1902 mit der Schriftstellerin Else Krafft. Seine beiden Kinder heißen Hellmuth und Inge.

Die Kunstgeschichte wird ferner feststellen, daß August Stramm sehr viel geschrieben hat und zwar von frühester Jugend an. Daß ihm kein Werk genügte, daß er jedes Werk dreißig Mal, fünfzig Mal, hundert Mal niederschrieb und wiederschrieb und daß es ihm nicht genügte. Daß er seine Werke Verlegern und Zeitschriften anbot, als sie ihm genügten. Und daß Verleger und Zeitschriften ihm die Werke zurückschickten. Daß er hoffnungslos wurde. Daß er an seiner Künstlerschaft verzweifelte. Daß er glaubte, er sei verrückt, während sich doch nur die andern nicht verrücken lassen. Weil die andern nämlich nicht wurzeln, sondern sich haben festmauern lassen. Um nicht umzufallen. Um sich stehend zu fühlen, wo doch nur der steht, der fallen kann. Die Kunstgeschichte wird vielleicht nicht feststellen, daß August Stramm im Jahre 1913 dem Sturm eine Dichtung einreichte. Es sollte der letzte Versuch sein, den er mit seinen Dichtungen unternahm, bevor er sie alle im Fall der Ablehnung vernichten wollte. Die Dichtung hieß Sancta Susanna und wurde angenommen; was weiter folgte, könnte die Kunstgeschichte der Zeitschrift Der Sturm entnehmen. Eine weitere Hilfe lehnen die Zeitschrift Der Sturm und die Kunst der Kunstgeschichte ab. Denn die Kunst lebt über die Geschichte.

Wir klagen und weinen um Dich, August Stramm. Um Dich, den Menschen und Freund.

Aber wir jubeln mit dem Jubel Deiner Stimme Dir zu, August Stramm, Dir dem Künstler.

Wir feiern das Wunder.

Wir glauben an das Wunder. Denn wir wissen, daß es das Wunder gibt weil wir es glauben.

Wir sind das Meer, wir Nehmenden. Wir strahlen alle Farben im Spiel der Sonne. Froh leuchten wir blau und grün, nach ihrem Willen. Und wir stürmen nur, wenn Wind und Wolken uns die Sonne rauben, unser Spiel und unsern Glanz der Farben.

Wir sind das Meer, wir Nehmenden. Die andern sehen vom Strand mit scharfen Gläsern die Wand, den Horizont. Wir aber fliessen vor und hinter dem Horizont und um ihn. Unser Gesichtskreis ist ein Kreis. Und ein Kreis der Gesichte.

Tauchen wir unter, damit wir zur Feier gerüstet sind. Damit wir ruhig und offen liegen, eine Fläche, bereit zu spiegeln. Daß wir leuchten in Deinen Farben. Daß wir erzittern in Deinem Rauschen.

Daß wir Dich Hörenden hören, August Stramm.

Herwarth Walden

Kyland

Peter Baum

I

Das Gemach, in dem er am Leibe der Mutter zu ihr aufwuchs, war so niedrig, daß der Vater dort nur geneigten Hauptes stand. So verflochten ihn die Augen des Knaben in die leuchtenden Webereien an den Wänden und sahen ihn als Gott; bald stand er vor ihm im Gemach, bald sah er ihn über einen Baum, dessen Wipfel sich schon zur menschlichen Stirn rundete, aufglättete, über einen Stein, dessen Bart sproßte, auch über eine Quelle die Hand legen. Langsam schwebte sie den aufsteigenden Fingern mit zu ihm hochsteigenden Brüsten nach.

Das Gemach grenzte an die grünen Säulen des Hofes, der blau überwölbt war über dem Fallen des Brunnens. Im flüssigen Tönen bewegten sich für den Knaben die Figuren an den Wänden. An der einen Wand waren sich weitende Segel auf rückwärtsrollenden Wellen, die dem Gemache Raum gaben, ebenso wie an der linken Wand die durch die Luft sich überschlagenden Leiber. Der eine oder der andere sank schon geschmeidig mit den Schenkeln über die Rücken sich bäumender Pferde. Er mochte seither bis ins Alter mit Inbrust diesen Laut des Wassers; vielleicht keimte seltsamer Weise daraus auch seine Liebe zu seinen regungslosen Flächen und den sturmtragenden Wellen.

Aus dem von der Ampel überglommenen Gemach trat der Knabe Plao in die Säulen des Hofes, den die Gemächer umgaben, und durch ein niedriges Tor nur an etwas größerer Hand seiner Mutter in die geordnete Wildnis des Gartens. Die Wege entlang schweiften die Schlinggewebe und Kelche hebenden Bäume zur schwindelnden Höhe.

Plaos Vater war ein Enkel des letzten Königs von Kyland. Am Jahrestage seiner Ermordung wurde das große Fest der Befreiung des Vaterlandes gefeiert, an dem man sein Rundbild bekränzte, es die Gesänge der Dichter vor der Menge umjubelten und umklagten.

Sein Verhängnis war, daß seine Eitelkeit ihn trieb, seine Schriften in der Volksschrift zu schreiben und durch seine fleissigen Schreiber ver-

breiten zu lassen. Bis dahin war es immer schon Sitte, daß ein König ein ersonnenes Lied oder ein Götterspiel vor der Menge tönen und reigen ließ. Es gab Dichter, die mit dem Namen eines verstorbenen Königs ihre beschriebenen Tafeln fälschten und gerne im Dunkel blieben, damit ihr Werk Beifall fand. Aber es gab Gedanken und Kenntnisse, die die Könige, die obersten Krieger und Priester am besten nur in der Priesterschrift aufzeichneten.

Der getötete König war nicht nur ein schwermütiger Dichter und wissender Pflanzen- und Tierfreund. Seine Neugier trieb ihn dazu, die Sitten vieler Völker zu sammeln. Einst, in einem andern Erdstrich, waren die Frauen ebenso wie bei den umliegenden Völkern wohlverborgene Geheimnisse. Sie wurden viel besungen und selten gesehn, bis Kylands Bewohner auf die Wanderrundfahrt zogen und, nachdem sie viele Völker überfallen hatten, hier blieben. Der Rest der Eingeborenen, die nicht das Schwert vertilgte, blieb im Lande wohnen. Es war ein Zaubervolk gewesen, und sie wurden — als Sklaven — Gaukler, Tänzer und Tänzerinnen. Eine gewisse abergläubische Furcht umgab noch einige von ihnen, die durch die milde Sklaverei nicht beschwichtigt wurden und stille brüteten. Die Dichter besangen seither aber die leicht zugänglichen Schönen, bei denen man daran gedacht hatte, sie zu verbergen. Sie sassen gerne umschlungen mit ihnen unter schattendem Dickichtgezweig eines Baumes, Blumen im Haar und die begeisternde Schale an beider Munde.

Als der vom Volk getötete König zur Herrschaft kam, erhob er die Tochter des einstigen Königs zur Gemahlin. Bald darauf befahl er, daß die einstigen Vornehmen des Landes den Untertanen gleichgeachtet seien. Nur verbot er die Heirat der beiden Völker unter einander, weil die Götter lehren, daß das Blut zweier Völker, der weissen und der braunen Haut, in einem Menschen nicht zu gleichen Zielen fliegt und den Menschen zum segel- und ruderlos schwankenden Schiff macht. Die sich blähenden Flügel des Schiffes waren eine Erfindung der Kyer. Sie wurde später wieder vergessen.

Nur sein heiliges Königsblut mag sich immer dem fremden gesellen, denn es bleibt das Gebietende und schleudert das Dienende mit sich fort, ebenso wie der Gott mit seinen vielen Händen auf seinem Fluge die Sterne vor sich her schleudert.

Das war die Lehre des Königs, die er dem murrenden Volke durch seine Priester verkünden ließ. Doch hatte es mehrere Jahre gedauert, ehe man sich beruhigte. In den wenigen Jahren verwandelten sich die Sitten und Anschauungen des Volkes. Durch den Umgang mit Frauen, die in ihren Augen unberührbar waren, entstand bei den leicht schwärmerisch ausschweifenden Kyern eine Frauenverehrung, unter der die leicht zugänglichen Töchter, die unten blieben, tief im Ansehn sanken. Man unterschied unter der hohen und flachen Liebe und man verachtete die kleinen Dirnen, wenn man sie auch immer noch gern besang.

Als der König befahl, daß von nun an die Frauen des Kylands überall an den Gesprächen der Männer teilhaben und öffentlich erscheinen durften, erregte es nur Beifall. Man war für diese Aenderung reif geworden.

Bis zur Herrschaft dieses Königs waren die Handwerker bei den Kyleuten wenig geachtet, fast als Sklaven angesehn. Waffenübungen, Nachdenken, Forschen und Singen war eines Mannes würdige Beschäftigung. Wer Bildwerke schuf, mußte mühsam mit der Hand arbeiten. Wenn auch sein Geist im Holze tätig ist, seine Hand wurde ungeschlacht breit, und die Kyer waren ein Volk von Vornehmen. König Viro erhob die ausgezeichnetsten Rundbildner zu seinem täglichen Umgang, was einen Glanz auf den ganzen Stand warf.

Er war immer leicht bewegt von dem Winde der Worte, und sein Auge suchte immer den Klang alles durch Menschengeist mit der Hand Gestalteten. Die Rundbildner waren bald fast den verehrten Malern gleich in der Meinung der Kyer.

Er war ein Liebhaber der Frauen und wollte sie, wie die Falter, immer in der Freiheit sehen.

Das Volk war zuerst stolz auf ihn, als er beim Besteigen des Trones „das Zwielicht in den Zweigen des Kastierbaumes“ vortrug. Er war damals sofort ein gefeierter Dichter.

Er hatte das Kopfschütteln und den Zorn der Priester geweckt, als er die geheimen Schriften über Gott und die Götter unter die Menge warf, die nur die bunten Bilder am Saume des Vorhangs, der ihn ins Dunkel verbarg, ergötzen durften.

Als Gott müde wurde und sich des Herumtollens mit den Silberbällen am Himmel schämte, ließ er sich auf eine Schneewolke, die sich am Ufer des Blaus wölbte, nieder, und im Betrachten der Krystallgebilde ging ihm die Mathematik auf. Da war es, als er lauter Kreise und Ellipsen am Himmel aufzeichnete und den Sternen ihre Bahn berechnete.

Als er sich dann nach tausend Jahren wieder im Blau spiegelte, sah er, daß er die vieltausend Arme bis auf zwei verloren hatte und nur noch ein Haupt trug. Und im Betrachten seines Antlitzes entdeckte er die Schönheit. Ihn quälte seitdem das vielgestaltige Göttergewimmel, das er am Rande des Weltalls geschaffen hatte, und das er nicht mehr vertilgen konnte. Und er stieg zur Erde nieder, um den Menschen aus dem Wirrwarr der Pflanzen, Tiere und aller der unvollkommenen Formen zu erlösen. Damals sagte man, daß er sein Volk mit dem Tau des Himmels tränke.

Aber er grub mit dem Eisen seinen Untergang in die Holztafel, als er die Sitten verschiedener Völker aufzeichnete.

Priesterschüler zogen schon immer auf die Wanderschaft, und was sie berichteten, wenn sie wiederkamen, wurde von den Priestern aufbewahrt. Nur ein Teil der Berichte wurde unter dem Volke verbreitet.

Die Kyer sagten von sich, daß sie das einzige Volk mit Wißbegierde seien. Auch seien sie das Volk, dem kein Aberglauben den Blick verfinstere. Die Dichtungen anderer Völker sind nicht wert gesungen zu werden. Die Kyer waren ein Volk von großem Selbstbewußtsein. Besonders rühmten sie sich, auch anderen Völkern gegenüber, die sie besiegt hatten, menschlich zu empfinden; und wenn sie auch einige Städte mit allen Bewohnern vertilgt hatten, so geschah es nur in weiser Vorsicht, um keinen Haß in der Nähe neu aufwachsen zu lassen; sie taten es mit freudlosem Bedauern, sagten sie von sich.

Die Kyer lasen die Berichte ihrer Landsgenossen, nicht ohne an manchem zu zweifeln. Sie lächelten, wenn sie den Wanderer bei einer Erfindung zu ertappen glaubten, denn jeder von ihnen log gerne ein wenig zur Unterhaltung der anderen.

So las man gläubig von dem Lande der Gesichtskäfer, deren Menschenantlitz furchtbar aus den Panzerflügeln drohte. Blutlose Lippen zwischen weißen Wangen lagen unter den zornigen Nasenflügeln, aus denen sie Giftpfeile in solcher Schnelligkeit hinter einander schnaubten, daß sie in einem Augenblicke ein ganzes Heer zu Boden röcheln machten. Dann fallen sie auf die Leichen nieder, die unter dem Atem ihrer Mäuler schmelzen, wie der Schnee der Berge, den man zu Tale trägt. Sie sind ebenso unruhig wie boshaft in beständiger Wanderschaft und wohnen in den durch sie von Menschen entleerten und durchhöhlten Städten.

Aergerlich lachten sie aber, als ihrer Gutgläubigkeit zugemutet wurde, an Fische zu glauben, die mit flügelartigen Flossen über das Wasser schweben und an springende Tiere mit kurzen Vorderbeinen, die in einem am Bauch angewachsenen Sack ihre Jungen trügen, ebenso wie die Frauen der Batier ihre Kinder in von ihnen gefertigtem Sack über dem Rücken. Diese Erzählungen schmeckten so deutlich nach witziger Erfindung, daß sie unmöglich wahr sein könnten.

Das Buch des Königs über die Sitten der vielen Völker war lange beliebt, und man erzählte den Kindern daraus, denn das Wissen muß früh eingepflanzt werden, damit die Liebe zu ihm mit dem Körper groß wird.

Von dem Volk, dessen Königskinder man in Sturmnächten in die Spitze von schlanken, hin- und herwankenden Türmen trug, um dort zu Kraft und Mut in den Schlaf gewiegt zu werden, und die von Tigerammen gesäugt wurden, und von den Taten dieser Kinder wurde im Gesangston berichtet. Was gut gesungen war, wurde dem Streite über Wahrheit und Lüge in goldene Wolken enthoben. Es war unziemlich, daran zu mäkeln.

Das Verhängnis des Königs war, daß er einige fremde Staatsformen überaus pries und über die in Kyland erhob. Zuerst war man darüber verdutzt, daß ihr eigener König nicht von der Ueberlegenheit der Form überzeugt war, unter der sie so viele Völker unterworfen hatten und das herrlichste Volk der Erde geworden waren. Dann glaubte man zu begreifen, daß es ihm gefiel, ein verstelltes Antlitz zu zeigen, und sein Lob maskierter Hohn sei. Man lachte Beifall, und da der König zu allem schwieg, interessierte man sich bald wieder für anderes, bis ein wandernder Vorleser die Kapitel vom Volk der Weisen an allen Orten der drei Städte Kylands vortrug.

Es war ein Staat, der von einem alle drei Jahre neu gewählten Kreis geleitet wurde. Dem gehörten zwei Jünglinge, drei Männer und fünf Greise an. Die Pläne der so ausgezeichneten Jünglinge wurden von den Männern geprüft, erweitert und ihren beigesellt; und es geschah nichts, das nicht die Greise gutgeheißen hatten. Immer wieder unterbrach sich in der Schilderung dieses Gemeinwesens der König und pries es als das vollkommenste der Erde. Das Volk der Kyer wurde nach und nach von dem Lobe mit fortgerissen und schickte eine Abordnung an den König. Es verlangte stürmisch, der gleichen Vollkommenheit zugeführt zu werden. Der König, der seine Schrift schon beinahe vergessen hatte, war empört über sein undankbares Volk, das sein Geschlecht von Ruhm zu Ruhm geführt hatte. Vor einer großen Versammlung beteuerte er, daß sein Volk von dem Geist der Götter, der auf ihn und die Priester herabstieg, selbst geleitet werde, und er begann, in wütende Schmähungen gegen das undankbare auszubrechen.

Da traf ihn ein Pfeilschuß. Er sank mit ausgebreiteten Armen zu Boden.

Die Menge brach gleich darauf in Klagen aus und hielt sein Andenken in hohen Ehren. Aber das Königtum war am Tage seiner Ermordung auch tot.

II

Plaos Mutter war eine Tochter des Königs von der Insel Larini, des durch die Keuschheit seiner Frauen bekannten Reiches. Sein Vater holte sie von dort, und der König, der glaubte, daß sein Geschlecht noch den Reif, den er um die Stirne hatte, mit Recht trage, gab sie ihm gern. Hatte doch der frühere König von Kyland auf seinen Zügen bei seinem Vorfahr Rast gemacht.

Plaos Mutter murrte nicht, daß sie keine Königin wurde. Sie war dem Manne, dem sie ihr Vater gegeben hatte, vollkommen ergeben, ebenso wie dem Gott ihres Landes, dessen Gesetz der Frau Gehorsam gebot. Auch als der König nach der Geburt des Knaben seine Liebe einer der Vornehmen des unterworfenen Landes von der Allzugefälligen zuwandte, trug sie ihren Gram stille.

Sie ritt mit ihrem Sohne auf einem Elefanten manchmal ins Gebirge. Geleitet wurde er von einem Diener, den sie mitgebracht hatte. In der Elefantenkammer war sie durch den vordrohenden Rüssel sicher vor den wilden Tieren. Als der Lenker mit dem Stachel auf das Tier einschlug, wollte der Knabe weinend, daß er aufhöre. Sie aber sagte beschwichtigend: „Er bekommt ja auch zu essen, so mag er gehorchen. Bekommt er sein Recht, so tue er auch seine Pflicht."

Plaos Vater, der bei seiner Geliebten über die Gefügigkeit seiner Gemahlin zuerst gespottet hatte, wurde durch den immer liebevollen Blick ins Innerste getroffen, und er sagte überall, daß die selbstlose Liebesfähigkeit der Frauen die Männer beschäme.

Die Aenderung seiner Gefühle gegen sie begann, als sie ihm gut riet. War er auch nicht König von Kyland, so war er doch noch der Erste im Lande und im Kriege der Führer. Sie riet ihm, den Feind, dessen Kampfesweise in langen Linien vorzustürmen man gehört hatte, in Gruben, die mit dünnen Stäben und dann mit Erde zugedeckt werden, fallen zu lassen. „Von eurem den Feind lockenden sichtbaren Heer muß die Hälfte mindestens dicht vor den Gruben in Erdhöhlen lugen, um über die durch Verblüffung Wehrlosen herzustürzen."

Gruben zu graben hatte ihr Volk für die Jagd erfunden. Die Kyer waren einst mehr auf dem Wasser als auf dem Lande gewesen.

Er lachte sehr über ihre Schlauheit und fragte, ob sie solch tückische Kampfart schön finde. Sie erwiderte lächelnd: „Wer den Feind schont, wendet sein Schwert gegen sein Volk." Nur die Liebe zu ihm habe ihr diese List eingegeben, als sie sich in der Nacht über die ihm bevorstehende Gefahr grämte. Er schloß sie darauf in seine Arme und sagte, er werde dem Volke vorschlagen, sie in den leitenden Rat der Weisen aufzunehmen. Sie schlug errötend die Hände vors Gesicht und sagte: „Ihr Frauen und Männer von Kyland seid schrecklich. Die Weiber, die mit fremden Männern scherzen, sind schamlos. Die Götter werden euch strafen."

Als er als Sieger zurückkehrte, hallte, als er den Hof betrat, schon sein Ruf nach ihr. Sie trat ihm mit niedergeschlagenen Lidern und vor Freude schwerem Atem an der Tür entgegen. Er hob sie auf seine Arme und trug sie mit sich fort.

Seit dem Tage war Plao nachher der Pflege einer Dienerin übergeben, deren Worte in der Dunkelheit seine Sehnsucht und den Gram nach seiner Mutter übertäubten. Die junge Sklavin aus dem überwundenen Volke sprach allerhand Zeug, den durch die Kylehre verdrängten Aberglauben ihrer Leute. Durch sie erlernte der Knabe die Furcht vor dem Tode. Sie erzählte von einem Jüngling der Kyer, der sie so geliebt hätte, daß er sie zur Gemahlin nehmen wollte.

„Sein eigener Vater stieß ihn deshalb nieder."

„War er so bösartig?"

„Nein, er wollte aber keinen Sohn mit niedriger Gesinnung haben."

„Mit niedriger Gesinnung? Wie meinst du das?"

„Er wollte eine Niedrige zu seinesgleichen machen. Ich war voller Freude. Aber es war nicht recht. Seit er tot ist, stellt er mir nach."

„Was tut er?"

„Er sucht mich zu fangen und zu essen."

Der Knabe ließ den Schrei in der Kehle.

„Ja, die Verstorbenen sind sehr böse, weil sie nicht mehr am Leben sind. Sie sind neidisch auf uns. Selbst eine Mutter stellt ihrem Kinde Schlingen."

Solche und ähnliche Worte waren ein Same, aus dem der Baum seiner Todesfurcht hochstieg, der seitdem oft unversehens in seine Träume bei Schlaf und Wachen hineinrauschte. Den Tod fürchtete er seitdem im geheimen als eine grauenhafte Umkehrung alles dessen, was er bisher empfand.

Er stand oft vor den fliehenden Segeln an der Wand, die, wie er dämmerte, seinen Vater fortrugen zu neuem Ruhm.

Die Sklavin brachte auch bunte Tafeln mit. Es waren Bilder, vor denen er sich fürchtete. Ein Mann, dessen viele Arme und Köpfe gegen einander kämpften mit Fäusten und Zähnen. Sie sagte, daß es verdammte Götter seien, die ihre Väter umgebracht hätten.

Er erschrak, denn er selbst hatte sich oft vor dem Einschlafen befragt: wird mein Vater noch lange leben? Er nickte bejahend und war über diesen Orakelspruch beruhigt.

Dann hatte er Mitleid mit allen Menschen, die alle sterben müssen.

Dann saß er morgens geduldig auf seines Vaters Knieen, um ihn auf der Erde festzuhalten. Oft hob ihn der Gott, sein Vater, in die Höhe, und er stand in der Luft ihm Auge in Auge gegenüber.

Er setzte ihn zu sich nieder und erklärte ihm, wie man ein Schiff baut, und wie die Segel gewendet werden.

Er hörte mit geschlossenen Augen den Klang der Stimme und fühlte sich mit den Händen gebunden. Dann und wann hörte er:

„Willst du noch weiter hören?"

Er nickte mit dem Kopf und hoffte die Täuschung des Zuhörens durchführen zu können und so seinem Vater bis zum Ende seiner Worte Freude zu machen.

Sein Vater sagte, indem er ihm das Spannen des Bogens lehrte, daß mit dem Segel und dem Pfeil alle Kostbarkeiten der Erde erreichbar wären.

Seit der Stunde übte Plao sich im Zielen.

Plaos Mutter meinte: Es ist ein Kind, das am liebsten allein spielt. Schade. Dabei litt er, wenn sie fort war; wenn sie ihn aber zwischen den hohen Bäumen schaukelte, hielt er nur still, weil er glaubte, daß es ihr Freude mache. Er saß gern auf dem schwankenden Brett und wiegte sich leise, indem er ihr Antlitz versunken betrachtete.

Sie trug ihr Haupt aufrecht mit gesenkten Lidern, nicht wie die Rundbilder der Götter zur Seite geneigt, wie er es jetzt auch hielt, in Betrachtung.

Er sah das Leben auch später, wie man Bilder ansieht. Er hörte aufmerksam zu, als sein Vater den Strich eines Malers lobte. Es war ein Bild, vor dem er mit seiner Mutter wohlriechende Kräuter opferte. Er bildete sich eine Zeitlang ein, der Maler zu sein.

Einmal zeigte er ihr eine durchgepauste Zeichnung und sagte, er habe sie nachgezeichnet. Sie brachte sie seinem Vater, und er hörte mit schamroten Wangen, wie er gelobt wurde.

Den nächsten Tag hörte er, wie sein Vater zur Mutter sagte: „Ich hätte ihm nicht die Geduld zugetraut. Auch dachte ich, er würde, wenn auch noch so ungeschickt, etwas hinzugefügt haben. Er ist doch ein Bilderkopf. Er ist besser, als er tut."

Dann rief er ihn zu sich und sagte, er solle die Zeichnung noch einmal, aber etwas vergrößert machen.

Es war ein Glück für Plao, daß sein Vater nicht mehr darauf zurückkam. Daß er ein Bilderkopf war, ging ihm nach. Er schloß mehr noch als früher die Augen und ließ aus schwankenden Farben Gebilde auftauchen und verschwimmend sich wandeln. Manchmal aber faßte ihn dabei Entsetzen. Er dachte an die Grausenerzählungen der Sklavin. Zwischen Traumschlummer und Wachen stammelte er: „Werdet nicht rund!"

Als er einmal im Fieber zwischen lauter Gestalten krank lag, mischte sie aus Kräutern ihrer Heimat einen Trank, den sie ihm einflößte, während er sich entsetzt schreiend wehrte, worauf er sich nach und nach beruhigte. Nachts sagte er zur Sklavin, daß eine Mutter ihrem Kinde nur Schlingen stellt, um es vorm Sturze in den Sumpf zu schützen. Sie gab auch einer Frau, die die frühere Geliebte ihres Mannes kannte, einen Beutel von Kräutern mit und schärfte ihr ein, wie sie gemischt würden, um die heilende Wirkung zu haben.

Als die Dienerin ihm sagte, sie habe nie geglaubt, daß er so grausam sei — eine Schnecke habe sich in entsetzlichen Qualen unter seiner Sandale gekrümmt — schlief er die Nacht nicht vor Mitleid und Ekel. Dabei aß er gern bis dahin gebackene Schnecken, trotzdem er der Dienerin geglaubt hatte, daß in der Schnecke ein Gott schlummere.

Auch träumte er sich gern als Führer in der Schlacht. Eines Tages erschrak er, als er hörte, daß die Feinde viel mehr Blut verspritzten, als die Kyer. So greifbar hatte er das Schlachten nie vor sich gesehn. Mit der Zeit ertappte er sich, wie er gegen Heere kämpfte, die blutlos hinstürzten.

Oft stürmte er den Gartenweg entlang, warf die Arme in die Luft und ließ sich hinterrücks zu Boden fallen. Dies wurde eines seiner Lieblingsspiele.

Die Dienerin, die ihn bei diesem Spiel überraschte, fing an zu weinen und sagte unter Schluchzen, er werde sehr jung in der Schlacht fallen. „Solch schöner junger Herr!" klagte sie. Aber dies Spiel sei eine von einer Hexe gesandte Vorahnung.

Plao folgte ihr in den Raum, in dem sie die Gewänder ihrer Herrin reinigte. Hier war er oft bei ihr. Sie saß auf dem Boden und sagte mit verweinten Augen lächelnd:

„In unsern Kammern sind keine prächtigen Bilder."

„Früher aber, ehe wir euch besiegten" erwiderte er hochmütig und mitleidig.

Sie schüttelte den Kopf.

„In unsern Kammern auch damals nicht. Für uns Arme brachtet ihr nicht viel Veränderung. Seit unsere Vornehmen wieder vornehm sind, wurden unsere kleinen Mädchen, die euch nicht bedienen, flatternde Straßennachtigallen, die euch für eine Nacht in ihr Bauer locken und froh sind, wenn sie für ihr armes Lied eine saftige Feige erhalten. Es gibt ärmliche unter ihnen, die auch nicht anders wohnen als ich. Dabei verachtet man sie noch mehr als mich, seit unsere Vornehmen wieder vornehm wurden. Aber die Götter schufen Große und Kleine, Schöne und Häßliche. Ich habe es noch gut getroffen. Aber ich ver-

Umberto Boccioni: **Die Abfahrenden / Zeichnung**

diene es nicht, weil ich es nicht ausnutze, mich nicht dem Herrn bemerkbar mache. Wer die Hand nicht aufmacht vor der Gabe der Götter, vor dem verschließt sie sich." Plao verstand nicht, was sie meinte. Aber die Worte „verdienen" und „ausnutzen" gingen nicht aus seinem Kopf. Er fühlte eine unbestimmte Verachtung gegen die Dienerin.

Später kam er in die Tempelstadt. Die Götterlehre der Kyer hatte sich während ihrer Wanderungen manchmal verändert, hatte fremde Religionen kunstvoll ihrem Bau eingefügt. Die vielen Köpfe der Götter waren ihr zuerst fremd. Das unterjochte Volk glaubte an sie. Die Priester entnahmen ihr die Offenbarung, daß die vielen Fähigkeiten des Erschaffers sich einst so ungestalt ausdrückten. Auch die Göttlichkeit der Schnecken nahm man auf. Sie seien Kinder des Erde tragenden Gottes, der sich hier und da vor dem Erschaffer in den feuerspeienden Berg verkrieche.

Als Plao gefragt wurde, wie die Welt entstand, antwortete er, daß Gott seines Lichtes müde, die Augen zutat, worauf die Dunkelheit sich um ihn zusammenschloß. Da flimmerten vor seinen Augen Kugeln, Regenbogen, grüne Gewässer, Bäume und große Edelsteine. Denn zuerst waren alle Welten glänzend. Schon schwammen Tiere und beginnende Menschen in den Farben. Das war der Beginn der Welt, die erst später braun und hart ward.

Die Priester lächelten und fanden die Antwort gut. Nur sei er noch zu jung zu solchen Fragen. Vorläufig solle er nur das erwidern, was ihn gelehrt werde. Doch habe er die Verwandtschaft der Götter und Menschen gut begriffen. Nach und nach lernte er die einzelnen Priester kennen.

Da war ein Blinder, der jedem, der hinzutrat, die Hand umfaßte und ihre Form fühlend, ihn erkannte.

Ein anderer war lang und hager mit schnell durchblickenden Augen. Seine Nase, die bei allen Kyern außer bei Plao oben leicht gebogen war, erinnerte den Knaben an den Messerberg, der von einer Spitze nach beiden Seiten mit seinem scharfen Rücken gegen den Horizont parallel abstürzte. Die Priester bewunderten ihn, weil er kühne mathematische Schlüsse fand. Das langsam geduldige Anschauen und Beobachten der Gänge der Himmelslichter war nicht seine Freude. Aber er durchmaß den Raum auf den Tafeln, die man ihm brachte, und berechnete, was die andern geschaut hatten. Plao bemerkte sofort, daß er jenen abstieß. Den Knaben interessierte, daß er als einziger Priester beim Ausfall gegen die Klitten, einen Spieß in der Hand, angeführt hatte.

Mathematik und Dichtung waren außer der Sternbeschauung und Sternenwissenschaft die heiligen Dinge, womit die Schüler und einige Schülerinnen den Tag hinbrachten. Später wurden einige wenige in die ersten Gänge des Geheimnisses eingeführt.

Plao, der oft vor sich hinmurmelte: „Ihr wißt ja nicht, wer ich bin", fühlte sich allem Heiligen nah und glaubte daher, er werde große Begabung in der Mathematik zeigen. Hier begriff er bald wenig noch, weil seine Gedanken nicht ständig auf demselben Weg bleiben konnten. Seinen Vater bekümmerte es, weil er auch einsah, daß er nie ein Führer im Kriege werden würde. Es fehlte ihm dazu das Ortsgefühl. Er konnte schon nicht den Weg zurückfinden, den er gegangen war. Denn unterwegs war ihm die Umgebung vor aufsteigenden Gesichten abhanden gekommen. Manchmal wies er andern den Weg, den er eben gegangen war, indem er sagte, er solle den breiten Elefantenweg gehen, wo er eben erst auf dem schmalen Schleichpfad gekommen war. Er sagte es bestimmt, denn eine Anschauung von dem eben Erlebten tauchte sofort auf, wenn er gefragt wurde. Bei den Kriegsspielen der Knaben im Kinderhof liebte er es, sich allein gegen den dastehenden feindlichen Schwarm zu stürzen. Er verschwand einen Augenblick im dichten um ihn geballten Knäuel und kam lachend mit Beulen am Kopf daraus hervor. Auch wenn die gedrängten beiden Haufen gegeneinander liefen, war er immer voran. Die Achtung, die es ihm eintrug, schwand bald, als man sah, daß er kaum losschlug, sondern nur wild mit den Armen durch die Luft fuhr. Einige machten sich ein Vergnügen daraus, ihn in den Bauch zu stoßen, auch außerhalb der Kriegsspiele, und man lachte über die Verrenkungen die sein Körper dann machte. Wenn man nicht Krieg spielte, ging er nämlich schlafwankend einher, und es machte Spaß, ihn so zu wecken.

Als ihn so der hagere Priester mit der Bergrückennase sah, sagte er in verachtendem Ton:

„Du bist ja garnicht lebendig!"

O, lebendig war er schon, meinte er vor sich hin. Es wimmelte von schnellenden Bewegungen und sich auseinander ringenden Gestalten vor seinen gesenkten Lidern. Er hatte lange Wimpern, weshalb ihm der Priester beim Abgehen: „Mädchen!" zurief. Diese Begegnung war einen Tag nach seiner Aufnahme in die Priesterstadt gewesen. Nach dem ersten Unterricht sprach der Priester nur noch in höhnischem Tone zu ihm. Er erwiderte es nicht mit Haß, dazu bewunderte er zu sehr sein kühn geformtes Antlitz.

Er gewöhnte sich nach und nach daran, sich selbst, wie er sich gab, zu sehn, und er fand so wenig seinen Beifall vor sich, daß er die wohl verstand, die ihn nicht mochten. Sogleich als er kam, hatte er eine ihm und den anderen furchtbare Gewohnheit angenommen. Als er vor die Priester geführt wurde, mußte er sich verneigen. Seit der Zeit verneigte er sich vor jedem Priester; auch wenn er tief über der Arbeit hockte, sprang er auf, um es zu tun, wenn einer hereintrat. Er hörte wie der hagere Prieste zu den andern sagte, er sei sehr blödsinnig. Aber er tat es immer von neuem, wie sehr man ihm auch vorstellte, daß er sich fremdländisch betrage, das Schlimmste, was man in Kyland sagen konnte.

Der blinde Priester sagte:

„Es ist keine Schmach, ein Fremder zu sein. Aber wir Kyer sollten Fremde nicht zur Gemahlin heimbringen, ebenso wie kaum einer von uns um eine Aeffin werben würde."

„Aber die Vornehmen des unterworfenen Volkes."

„Es ist kein uns Fremdes wie die andern. Haben wir ja ein besiegtes Volk unter uns wohnen lassen. Wir kennen nicht die Verwandtschaft mit uns, aber wir fühlen sie. Kein Priester darf eines ihrer Mädchen zur Gemahlin nehmen. Plaos Mutter ist zu demütig in ihm. Er fühlt es selbst und leidet darunter."

Ein ebenso greiser, der Priester Weset, der immer mit dem Blinden, welcher der oberste Priester war, zusammen saß, erwiderte zornig: „Vielleicht bringt die Mündung eines Flusses in anderes Blut uns dem Wesen näher. Wir sind selbst zu göttlich geworden, um mit ihm noch Zusammenwind zu haben. Was er über die Erschaffung sagte, war doch die Lehre, ohne unser Zutun gefunden. Fügen wir nicht Bilder aus Ländern aller Völker in unsere Dichtungen? Wir verachten also nicht ihre Gesänge, wie das Volk, das ihr Bestes auf die Art empfängt. Wir sollten auch die Mischung der Menschen öfter vornehmen, ob nicht Offenbarung daraus dampft."

„Nicht zu oft", erwiderte lächelnd der Blinde. „Ich sähe das Königsblut gern rein, obwohl das gerade den Versuch auffälliger machte. Dichtungen und Menschen dürfen sich mischen, gewiß. Aber nur als Ausnahme. Und Priester sollen die augenlose Liebe bewachen."

Dann bekämpfte man wieder die von dem Blinden aufgerichtete und von den andern immer wieder umgeworfene Lehre, daß die Sterne und die Erde gleicher Art und alle in einem dünnen Wasser schwebende Kugeln seien; die Erde war die größte für uns, aber vielleicht nicht für die Götter. Auf seinen Wunsch goß man wieder das Oel aus der heiligen Lampe in eine Schale Wasser. Triumphierend glitt sein blinder Blick umher. Er brachte sie zum Kreisen und bemerkte am Geräusch der Bewegungen seiner Gegner, wann die Kügelchen sich von ihr lösten, um sie mitschwangen.

Er hatte dieses Spiel einst angeordnet und Bewunderung damit erregt. Doch wollte man nur in ihm eine einzelne Erscheinung sehen und kein Gesetz erkennen.

„Wenn die kleinen Kugeln sich um die großen drehen", sagte der Blinde, „so sind die Lebewesen auf den kleinen umgekehrt zwar viel kleiner, aber vollkommener als die Bewohner der großen, wie auch die Bienen und Ameisen auf der Erde vollkommenere Staaten bilden als die Menschen, bei denen die Willkür jeden Augenblick alles unvollkommen läßt."

Hier wurde Weset wütend:

„Bienen, Ameisen und Sterne sind von Gott verlassene Weltsysteme und darum unabänderliche Mathematik. Aber er beachtet sie nicht mehr, sie sind keine Vollkommenheiten, die sich ewig zu andern Vollkommenheiten wandeln, wie die Menschen und alle Körper, in denen er noch lebendig formt."

Alle lächelten. Man nannte sie, weil sie immer zusammen waren: den Gott mit den zwei feindlichen Köpfen.

Plao vernahm die Schmähung seiner Mutter und bekam einen Haß auf die Kyer. Bald darauf saß er wieder vor dem Hageren, der ihn nicht so schonend verachtete, wie der Blinde. Seinem Hohn entgegnete er mit seinem Blick, der dessen Gesicht bewunderte. Dann fragte er sich, ob die Umkehrung der Gefühle, die die Dienerin nach dem Tode annahm, nicht als unheimliche Wirklichkeit schon unter dem Leben lauere.

Bald mußte er über sich selbst lachen. Wenn er etwas rasch begriff, zürnte er dem, der das nicht fassen konnte. Er verachtete ihn unwillkürlich. Dadurch wurde ihm der Hagere wieder näher gebracht, der ihm gegenüber so empfand.

Nach und nach fand er sich bei einigen Knaben zurecht. Sie waren zutraulich zu ihm, und er sprach zu ihnen bald ungezwungen. Bei den Priestern und ihren Frauen gab er merkwürdige Antworten auf alle ihre Fragen. Immer wieder schüttelten sie fragend die Köpfe, ob er nicht doch den manchmal vorkommenden Blöden zuzuzählen sei. Einmal fragte ihn der Blinde, von dem gesagt wurde, sein Ohr sei so lauschend weise, daß er am Fluge des vorbeiziehenden Schmetterlings seinen Artnamen und Farbengestalt wisse: „Nun, was macht der kleine Plao?" „Ich gehe", antwortete er, tief überzeugt, indem er weiterschritt. „Nein, du kriechst", erwiderte der Blinde zornig, „und einen Augenblick, als du kamst, dachte ich, du flögest."

Einmal zeigten sie ihm das Rundbild eines Vogels im Fluge, welches mit den Klauen über einem Brettchen befestigt war. Er fragte wie verwundert, ob das Holz angewachsen sei. Als man ihn frug, ob er scherze, antwortete er tiefernst: Nein, er habe es so gemeint. Er litt sehr unter den geringschätzigen Blicken und schämte

Georg Schrimpf: **Holzschnitt / Vom Stock gedruckt**

sich besonders, da er trotz richtigem Wissen unter einem Zwange so gefragt hatte. Des Morgens schon beim Erwachen klopfte sein Herz aus Angst, was er den Tag über sagen werde. Er ging meistens in Qual der Angst umher, auf welche Art er im nächsten Augenblick gesenkten Hauptes gehen werde und Scham trage.

Dazwischen hatte er Momente, wo er glücklich war, wo er sich trotzig gegen die Lehre, daß alles Schmerz sei, sagte, daß er jetzt vollkommen glücklich sei. Es war, als er lange gegen die Sonne geschaut hatte und nun abgewendet in und unter den Wolken Farbeninseln über sich im Halbkreis hin- und herschweben sah, als er die paar Knaben, die viel um ihn waren, mit ersonnenen fabelhaften Erlebnissen gefangen hatte.

„Des Nachts kamen drei Schwestern, nicht größer als mein kleiner Finger, in grünen, blauen und gelben Kleidern. Sie schwebten über meinen Augen, die zur Decke blickten, und ich wußte, daß sie des Tages in der Sonne wohnen. Die eine sagte zu mir so leise, daß es auch der Blinde, Gottäugige nicht gehört hätte: Wir waren zuerst im Auge Gottes. Da wölbte er um uns als Wohnung das runde Licht. Wenn ihr rund vor mir wäret, sagte ich, würde ich sterben, und alle so hassen, wie ich sie jetzt liebe. Nur die mit Geschwüren überdeckten Gesichter mit breitem Lachen würde ich lieben. Denn im Tode kehrt sich alles Empfinden um. Ich wäre noch unglücklicher als jetzt. Hinter unserm Haß lauert auch die Liebe, wie hinter eurer Liebe der Haß. Als wir im Auge Gottes sichtbar wurden, liebten wir schon, denn alles, was sich zeigen darf, liebt und bewundert."

Den folgenden Tag sagte er ihnen, in voriger Nacht seien sie wieder erschienen und hätten gekichert, wie die Blumen kichern, wenn die Bienen sie kitzeln: Sie meinten, das mit dem Haß sei Unsinn. Wir spielen nur. Denn wir sind klein. Wenn aber eure Erwachsenen Krieg spielen, schlagen sie sich wirklich tot. Darum ist es bei euch so traurig. Ihre Füßchen waren Schmetterlinge und ihre Augen Kolibris. Sie verschwanden in der Decke, aus der sie lange Hände streckten, sechsmal so lang als vorher ihre ganze Gestalt gewesen war, manchmal so lang, daß sie mich umfassen könnten, denn auch ich war kleiner geworden. Ich fürchtete mich aber nicht, denn ich war schon halb gestorben und wußte, daß ich nie ein breites Lachen schön finden werde, daß ich aber doch hassen mußte, die ich lieben möchte, und daß, ehe ich wieder leben durfte, ich manchen ausblasen möchte. Mein Atem war, als ich noch lebte, nie so stark, daß er eine Oelflamme ausblasen konnte. Die Häuser der Stadt, durch die ich nun ging, glänzten wie lauter Tautropfen, die höher waren als ich. Wir spiegelten uns darin wie in Augen, die uns aber traurig ansahen. So wohnen wir immer in den Häusern, sagten die Mädchen, ohne hineinzugehn und ihre blickende Einsamkeit zu stören. Auch erschrecken wir sie nicht mit mathematischen Fragen. So sind sie so vollkommen unglücklich wie wir, deren Spiele sie ewig betrachten dürfen. Dann begannen sie einen so zierlichen Reigen, daß sie entzückt glänzten, ebenso wie ich.

Da die Priester die Knaben oft im Geheimen belauschten, hörten sie auch so ein Märchen. Einige nahmen seine Partei. Aber der Blinde sagte:

„Ein Sänger und kein Mathematiker ist eine Unsumme, nur wirklich bei unstät planlosen Nomadenvölkern. Nur durch das Umfassen des planvollen Wandels der Sternenwelt, der sich zu Tempelgängen aufbaut, kommt die Beschauung von oben." Die Tempelstadt begann mit niedrigen Häusern und Höfen. Sie erhob sich in breiten Tempeln, einem Gewirr von Gärten und Schluchten sich hinziehend und stieg auf den Hügel, ein hochsäuliger schlanker Tempel zum Himmel. Ihn sah man von überall weiß ragen. Um ihn ließ die Gottheit in der Dämmerung sein besticktes Gewand wallen. Am Ende der breiten Tempel standen die Türme, auf denen die Priester rückwärts lagen oder standen des Nachts und nach oben schauten. Unter den Tempeln zogen sich gängeverbundene Göttergewölbe. Betrat man sie mit Lampen, glänzten von den Decken und Wänden Götter, Menschen und Tiere glashell, noch in Traumformen, schon gestaltenlos-gestaltet mit zu wandelbarem Ausdruck und Formen, deutlich-undeutlich, sehr deutbar. Sie wurden später Tropfsteinhöhlen genannt. Die Wesen waren lebendig im Eindruck, deutlich, aber der mächtige Geist, der dort gearbeitet hatte, der Widergeist der Mathematik haßte die Eindeutbarkeit und narrte im Schaffen nach der Meinung der Priester ewig umwandelnd durch die Lebenheischenden sich und andere. Er war der Geist, der die Toten aufnahm, die nicht vollkommen in den Sternenbahnen ihr Heim hatten. Er quälte die Toten, nicht aus Nurbosheit, er erschreckte sie aus bösartiger Laune oft, aber das ewig Ungewisse um sie und in ihnen war die Qual, der sie sich nur selten im Genuße von Träumereien entzogen. Ein Anklang an das Gesetz ist auch in ihnen gegen seinen Willen, denn der Formung ist sie ungeboren, und so ist er zur Unvollkommenheit verdammt, ohne der Schöpfung eine ganz andere entgegensetzen zu können.

Plao war unglücklich-rebellisch gegen den Zwang der Arbeit, unsicher im Verkehr mit denen, die Zusammenfassung des Geistes von ihm erwarteten. Wenn sie aber in blauen und silbernen Gewändern in einem Tempel singend die Sterne wandelten, tauchte er in ihren Gleichklang in klingender Hingegebenheit hinein. Die kleinen Scheine der Lampen, die in Kreisen und Ovalen abgesondert von ihnen standen, zogen ihn dann wieder zu sich. Es waren Stunden reiner Seligkeit, die er so verbrachte, und hier sagte er sich, daß er rein glücklich war.

Als er wieder einmal sich zur Stunde, die der Hagere, Kühnnasige lehrte, verzögert hatte, trat er hinzu, den Kopf weit vorgestreckt, so daß die Knaben in ein lautes Lachen ausbrachen. Der Priester runzelte die Stirne und sagte zornig auf ihn zugehend:

„Nun laß die bewußt-unvernünftigen Bewegungen." In dem Augenblick, als er vor Plao stand, trat ihn der unversehens auf die Zehen, so daß er aufschrie."

Plao stammelte verwirrt:

„O, es tut mir leid, es tut mir weh!"

„Was?"

„Mir tut es weh!"

„Es tut mir weh!" höhnte er. „Komme jetzt nicht mit Philosophie." Er lachte. „Du bist wohl so mit den andern verwoben, daß du es fühlst, wenn es sie schmerzt? Du!, du! der du nichts Fremdes begreifst."

Unvollendet / Aus dem Nachlass

Klagegesang im Jahre Tausendneunhundertfünfzehn

Arthur Keleti

Aus dem Ungarischen von Heinrich Horvát

Weinet die ihr noch weinen könnt
Weinet
Beweinet die zwei Beine hatten
Und haben jetzt nur eines noch
Weinet
Beweinet die zwei Augen hatten
Und eines ist jetzt tot
Weinet
Beweinet die zwei gute starke Hände hatten
Und haben jetzt nur eine Hand
Weinet
Beweinet die ein Kind einst hatten
Ein schönes starkes gehegtes Kind
Und die es nicht behalten durften
Weinet
Weint auch um die so noch sehen konnten als sie gingen
Und die jetzt nichts mehr sehn nur ihr Leid
Weinet
Beweinet die nicht einmal gestorben sind
Die sich verloren haben und brauchten keinen Sarg
Weinet
Beweinet die vielen armen Mütter
Deren Schoß eine traurige Bahre geworden ist
Weinet
Kein Schmerz ist größer als ihr Schmerz
In ihrem engen Schoß die vielen toten Kinder
Die ihr versteht ihrer Herzen unermeßlich großen Schmerz
O weinet, beweinet sie
Weinet
Weinet um das viele verströmende teuere Blut
Und um den endlosen furchtbaren Krieg
Weinet
Nicht trockne in eueren Augen der Bach der Tränen
Die ihr noch weinen könnt
Weinet
Weinet um sie die schon sanfte selige Tote sind
Und eine blaue Blume blüht aus ihrem zarten Gaumen
Und um die Lebenden die leben müssen jetzt
Weinet
Beweinet auch die guten kleinen Pferde
Die mit wirren Mähnen und gebrochenen Augen
Schon langsam welken auf den schönen Schneefeldern
Weinet
Beweinet auch die vielen lieben kleinen Häuser
Die die Flammen frassen
Und die vielen kleinen Frauen
Die erschrocken aus den brennenden kleinen Häusern liefen
Weinet
Beweinet die entblößt sind all ihrer Habe
Vertrieben die Kuh, mit dem Kind auf dem Arm
Und dem belasteten Esel (sie haben nichts als das)
Wer weiß wohin sie ziehn und ihr Los o Gott wer weiß es —
Weinet
Beweinet die vielen lieben kleinen Waisen
Die armen traurigen Elternlosen in langen blauen Reihen
Und in traurigen Schuhen von den Nonnen geführt
Weinet
Beweinet auch die vielen zertretenen und schwachen kleinen Mädchen

Die mit schmaler Kinderhand ihr Kind jetzt wiegen
Und sich frühe verschliessen, weh geknickte bestaubte Blumen
Weinet
Beweinet auch die vielen traurigen kranzlosen Bräute
Deren trauriges Haupt kein Schleier bedecken wird
Und die in ihren Fenstern auf den toten Bräutigam warten
Weinet
Beweinet die Wittwen alle
Weil ihr dünner Schleier welkt und traurig weht
Und sie gehn wie ein Zug von Nonnen und in den bleichen Händen
Blasst das Wachslicht der Erinnerung und tränt ohne Unterlaß
Weinet
Weinet denn viele schöne und alte Kirchen
Und viele liebe Städte die unseren Herzen nahe waren
Sind graue Trümmerhaufen geworden
Und auch der liebe Altar in unser aller Herzen
Daß wir Menschen sind — dein Bruder und mein Bruder —
Weinet
Beweinet die schon sitzen hinter Gartengittern unter den traurigen Weiden
Mit bleichem erschrockenem Gesicht und sehr weit von sich selber
Weinet
Weinet denn am Rande der Landstraßen bei den Grenzsteinen sitzen Kinder
Kleine Kinder in dünnen Tüchlein und friern und ihre arme Hand preßt ein Bündel
Weinet
Beweinet auch die sanfte kleine Ziege
Die hoch in den Bergen vor Schreck ein Zicklein gebar mit zwei Köpfen
Weinet
Weinet denn wenn der Zug der Verstümmelten käme
Nie würde er enden und bedeckten sie nicht die verstümmelten Glieder
Wer von uns fände noch Schlaf —
Weinet
Weinet denn keine Leinwand ist so lang und so breit ist nicht eine Leinwand
Daß sie bedecken könnte alle die Wunden
Und die viele weiße und milde Leinwand geht aus in der Welt
Weinet
Weinet denn auf den weichen grünen Feldern
Stehn mehr der Kreuze als in den Friedhöfen stehen
Weinet
Weinet denn ferne ist der gute Hirte gezogen
Und der böse Krieg wütet in seiner armen einfältigen Herde
Weinet
Weinet denn man läßt die Lebenden nicht mehr leben
Und voll sind alle Friedhöfe und die Spitäler sind voll
Weinet
Weinet denn wenn diese Zeiten vergangen sind
Dann grast das schwache Lämmlein: der Friede
In rotem Grase nur
(Nur rotes schlechtes Gras wächst für das arme unschuldige)
Weinet
Weinet .

Seidenfaden

Erzählung

Adolf Knoblauch

V

Die Eigentümerin des Landhauses hatte ausgemacht, daß jeden Morgen das Stubenmädchen Seidenfadens Bodenkammer ausfegen und aufräumen sollte. Obgleich das übertriebene Reinigungsbedürfnis der deutschen Frauen ihm nie Freude machte, hatte er das Opfer bringen müssen. Um zehn Uhr spätestens mußte er das Bett verlassen.

Tiefmüd, unwirsch, machte er sich daran, nach der fiebrigen Nacht den Tag zu ertragen. Er schob frierend das spitze Kinn in den aufgeklappten Kragen der Jacke und eilte durch den rohen eiskalten Dachboden mit nasser Wäsche, die auf den Leinen hing, zur finstren Stiege.

An der Straße nahe dem Bahndamm lag sein Garten, in dem er eifrig landwirtschaftliche Kultur und Wissenschaft trieb. Die kreuzgestellten Bohnenstangen ragten hager und bar, die Tomatenstauden, von denen er mehrere Ernten roter italienischer Liebesäpfel gewonnen hatte, waren schwarze, vom Frost verkohlte Leichen. Die Erdbeerbeete waren dürr und verwirrt, die Fruchtsträucher kahl und wild. Im Oktober kamen nur noch Endivien und Grünkohl fort, sie zu jauchen und nachzusehen galt Seidenfadens allmorgendlich erster Gang.

Er hatte sich das Jahr über redlich geplagt, Schweiß und Geld hatte sein Gärtchen schon gekostet. Er hatte einen Dunghaufen angelegt, und reichlich dazu selbst mit dem Schubkarren angefahren. Seine nächtlichen Tüten mit konzentriertem Stickstoff entleerte er auf diesen Haufen. Aber er hoffte, im kommenden Jahre die Ueppigkeit intensiver Kultur als Erfolg seines Ehrgeizes und seiner wissenschaftlichen Methode erleben zu dürfen. Das ganze Jahr hindurch würde er Sinen die selbstgezogenen Bodenprodukte darreichen können und Sine würde sie heimlich verkaufen an Vater Dolling und ihre Mutter: Seidenfadens Salatköpfe, Gemüse, Erdbeeren, Kartoffeln, Bohnen und Erbsen, Maiskolben, Topinambur, Tomaten, Johannis- und Himbeeren, Rot- und Weißkohl.

Als Seidenfaden den Schwengel der Jauchpumpe mit hartem Geklapper bewegte, um die Grünkohlkultur zu düngen, kam um die Ecke aus dem Nachbargarten der alte Herr Schneekamp, der die Auseinandersetzungen mit dem „Herrn Professor“ liebte über den Unterschied von wissenschaftlicher und praktischer Gartenpflege. „Guten Morgen, Herr Nachbar.“ „Guten Morgen, Herr Professor!“ „Immer feste bei der Arbeit? Nu ist aber das Jahr bald rum!“ Und Herr Schneekamp fügte mitleidig hinzu: „Jauchen Sie man nicht zuviel auf den Kohl los, Herr Professor. Der wird Ihnen sonst madig!“

Ein langer Redestreit erhob sich über den Widerspruch zwischen Professorenwissen und Landwirtpraxis. Mit weit ausladendem Armschwenken wehrte Herr Schneekamp ab und focht gegen Seidenfadens Wissenschaft. Das sei Windbeutelei und für Leute, die mal sone Liebhaberei hätten.

Herr Schneekamp hatte drei Töchter, von denen Seidenfaden behauptete, sie sähen aus als wüßten sie nicht, was ein Mann sei. Er nannte sie seine drei Milchbrödchen, alle waren blond, rotbäckig, blauäugig. Sie verehrten heimlich Seidenfaden, aber machten sich über seine Braut lustig. Sie kamen hinausgelaufen und betrachteten von fern Sine, wenn sie vor den Beeten sich zierte und ihr blauer Böcklein-Schleier über des Bunten Buckel wehte, denn er bemühte sich um den Endivien. Dann ahmten die drei Schneekamps von fern der Braut nach und lachten, wie das Milchbrödchen nun einmal eigen ist. Sine war tief beleidigt.

* * *

Auf die kalte Nacht war ein heißer Herbsttag gefolgt. Nach vielen Stunden Gartenarbeit lief Seidenfaden hungrig mit Gemüse beladen wieder zu seiner Stube hinauf. Er bereitete sich Thee und ein Häufchen zarter Brödchen zum Frühstück, tat einen Blick in die aufgeschlagenen Bücher von vergangener Nacht und beeilte sich, einige frische Zeilen den verstaubten, seit einem Jahr in Arbeit befindlichen Manuskripten hinzuzufügen.

Dies Manuskript war das entscheidende Werk gewesen, welches er sich verpflichtet fühlte, hervorzubringen. Im Winter des vorigen Jahres hatte er sich nach Carrara an der italienischen Küste begeben, um an dem geweihten Orte Michelangelos seine Philosophie zu erzeugen. Seine philosophische Zeugungskraft hatte arg gelitten, seine Nerven waren geschwächt, sein Geblüt war zerstreut und verdünnt, seine Liebe zur Weisheit verdunkelt durch den Anblick schmaler Hüften und sechzehnjähriger Beine von großberliner Frauen und kleinen Mädchen. Bangend, unaufhörlich, immer frisch wurde Seidenfaden von Liebe angegriffen zu jeder Sechzehnjährigen, jeder Schnekkenfrisur, jeder schmalen Schulter, jedem zierlichen Knie, zu allem, was kurzröckig und sichtbar auf zwei schönen Beinen vor ihm herwandelte.

Er behauptete steif, daß ständig weibliche Kniee an die seinen stießen, weibliche Füße die seinen traten und seine Schienbeine streiften. Seidenfaden glaubte beständig durch die erotischen Eise, Stürme und Feuer der Großberlinerinnen „aufringen“ zu müssen. Seine erotischen Schwächungen hatten einen so bedenklichen Grad erreicht, daß er sich für das berlinentlegene Carrara entschloß, um an der meergegürteten Küste jene schöneren Gürtel zu vergessen, die den Unglücklichen soweit gebracht hatten, daß er schließlich ein Werk der Weisheit überwindend erzeugen konnte. Bei einer sommerlichen Nachkur am Gardasee schrieb er den Schluß zu seinem Werk und kehrte mit Sinen, die er beim Herniederstieg vom Sinai Carraras zu sich hatte reisen lassen, stolz zurück: Im schweigenden Glanze des vollbrachten Werks, gebräunt von der scharfen Sonne im Süden der Alpen.

In der Pracht seiner schwarzen Lohengrin-Locken, im Brennen seiner Philosophie, jung doch hoheitsvoll, war er in den Kreis der Freunde zurückgekehrt. Als er zum ersten Mal wieder unter ihnen weilte, hatte er mit Sine eine Zeitlang die Augen tief ineinander versenkt scheinbar weltvergessen gestanden. Dann hatte er langsam beide Hände zu Sinens jungfräulichem Schläfen erhoben, ihr feines Haupt sich zugeneigt und ihren Scheitel an seinen Mund zum Kuß gelegt. Die Freunde schauten zu, entzückt von der traditionellen Geberde der englischen Präraffaeliten, die in Seidenfadens Kreise heimisch war. Sie bemerkten, daß der Bunte an diesem hochzeitlichen Tage die Schönheit Raffaels mit der Weisheit Spinozas vereinigte, und daß er Seele habe eben weil er schön war.

Er hatte zu diesem Tage Sinen eine lange, lila seidenbandumwickelte Papierrolle als Geschenk seiner Heimkehr von starken Wegen überreicht. Es war eine Komposition zu Ehren Sinens zu einem Sonett von Michelangelo. Nachdem er Sinens Scheitel vor den Freunden geküßt hatte, stimmte er, indem er Sinen bei beiden Händen

gefaßt hielt, mit lispelnder Stimme den ersten Vers der neuen Komposition an:

Der goldne Kranz sieh, wie er voll Entzücken
das blonde Haar mit Blüten rings umfängt.

Er sang von der Blume, die Sinens Stirn küßte, vom Gewand, das sich um Sinens Schultern schloß, vom Haar, das ihre Wangen gern berührte, vom engen seidnen Band, das beglückt war, Sinens Busen zu berühren:

Der Gürtel spricht: laß mich die Lust genießen,
daß ewig meine Haft dies so entspannt —
wie würden da erst Arme dich umschließen.

VI

Siderius, Seidenfadens Freund von der Schulbank auf, hatte den fressenden Ehrgeiz, ein eigenes philosophisches System zu erfinden, ein eigenes Buch zu veröffentlichen. Seit zehn Jahren hatte er sich vergeblich angestrengt. Zehn Jahre lang hatten die Freunde Einander jeden neuen Gedanken beifalls- und eindruckssüchtig mitgeteilt. Wer wollte dann, wenn Siderius sowie Seidenfaden Jeder seine Philosophie der Welt vorlegten, entscheiden, ob Siderius oder Seidenfaden der Ursprünglichere, Frühere war, wessen Gedanken eigene waren und wessen die des Anderen.

Das Unglück des Siderius erreichte die Höhe, als der flinke, unbedenklichere Seidenfaden plötzlich aus der italienischen Kräftigungskur mit einem umfangreichen Manuskript heimkehrte, und der ganze Kreis Kota vor Seidenfaden machte. Seidenfaden hatte in seinem hochfliegenden Schwunge den Neid des überflügelten Konkurrenten kaum beachtet. Sine hatte die schönen Arme um sein Angesicht gelegt, sodaß er die Welt vergaß.

Siderius begann in aller Stille und Eile mit konzentriertem, noch nie an ihm bemerktem Fleiß ein philosophisches Manuskript zu verfassen. In einem hohen ehemaligen Rabbiner-Lehnstuhl, auf weichen Sitzkissen, die Schriftzüge der Kabbala trugen, saß Siderius vormittags, nachdem er früh im Wald, am See sich heilig gesammelt hatte, und schrieb auf großen Pergamentblättern, die er von einer Bibliophilen-Offizin besorgte, seine Ideen nieder. Nachdem ein Blatt vollgeschrieben war, nahm es seine Frei-Gemahlin Luzinde, trug es auf den Leuchtertisch und legte es in eine lila Samt gebundene große Mappe mit Atlas-Schnüren. Das Werk gedieh, Luzinde häufte Blatt auf Blatt, und eines Tages wurde der Freundeskreis mit Seidenfaden zur Besichtigung des vollbrachten Werkes geladen.

Als alle versammelt waren, löste Luzinde die Schnüre um den heiligen Leib des Buchopfers von Siderius, hob den lilasamtenen Deckel. Niemand durfte näher heran treten und Luzinde zeigte von fern die beschriebenen Pergamentblätter. Der ganze Kreis guckte fleissig, aber leider war nicht mehr festzustellen als die Tatsache beschriebener Blätter. Kein Hauch, geschweige denn ein Wort des neuen Buches wurde den Freunden vergönnt.

An einem Sommertage begab sich Siderius mit Luzinde plötzlich auf eine Reise nach dem Balkan. An diesem Tage erhielt Seidenfaden ein Exemplar des neuen Buches, das Siderius auf eigene Kosten ohne Wissen seiner Freunde hatte drucken lassen. Seidenfaden saß auf dem Scheiterhaufen seines Ruhmes, den er im Begriff gewesen war, aus Brettern mit Pappe zusammenzuleimen. Seite für Seite, Satz für Satz, fast Wort für Wort verglich er das Buch von Siderius mit seinem Werk, als hätte der Eine seherisch den Anderen vorausgeahnt, als hätte der Andere treu dem Ersten jeden Gedanken, jedes Wort nachempfunden. Seidenfaden war der Vorläufer und eifernde Täufer, Siderius der fanatische Heiland selber.

Beiden gemeinsam war der germanische Ziergarten, in dem sie ihre wunderlichen Topfpflänzchen aufzogen. Seidenfaden wollte das Weltende durch die „gottesmütterliche Weltüberwindung der Weiber", Siderius predigte im Geschmack des Technologen am Berliner Tageblatt die Weltzerstörung durch Radium. Beide sehnten sich nach dem Paradies durch Ueberwindung, der Eine der Weiber, der Andere der Zierrate des Madensacks. Seidenfaden wütete gegen den verbrecherischen Freund, der Montenegro entgegenreiste.

* * *

Der Verrat des Siderius gab den Anstoß zu Seidenfadens Neuwerden, seiner Herabkunft in erneuerter Fleischlichkeit. So war Mahadöh zum sechsten Mal herniedergestiegen, um Goethen gleich zu werden, mitzufühlen der Liebe Lust und Qual.

Auf siebenfachem Regenbogen stieg Seidenfaden hernieder. Die ohrenbedeckenden Haare verschwanden und machten der Künstlerlocke Platz, das transzendentale Funkeln des Fra Angelico wurde zu Flammen in seinen hübschen roten Bäckchen, die Kniehosen wurden von Sine verlängert zur eleganten Hose nach Maß, und seine Vegetarier-Sandalen wurden zu bebänderten glänzenden Lackschuhen, helle Seidenstrümpfe, helle Jacke, ein brauner Samthut vertauschten den schwarzen Seidenfadens. Aauf seinem Schreibtisch stand die Photographie des alten Peter Altenberg, wie er mit dem linken Arm fest umschlungen ein kleines nacktes Mädelchen großväterlich liebevoll an sich drückt. Drunter der Spruch: „Sei nackt schön! Wie du sonst bist, ist doch belanglos." Man war von der Bewunderung kolossaler Huldinnen der Zeiten Kaulbachs und Wagners fortgeschritten zur sexuellen Begeisterung für die kleinsten Mädelchen. Geradeswegs, unmittelbar in die Augen junger Mädchen und Frauen, auf ihre Kleider wollte Seidenfaden fortab die neuen Gedanken schreiben, die für die liebenswürdigsten Wesen am schönsten waren, ihnen paßten wie Stöckelschuh und Hut. Wenn ihre Kleider an Seidenfadens wadenlosem Bein vorüberstreiften und im Bahnabteil ihre Kniee die seinen rieben, so geschah es unfehlbar darum, weil er für die philosophische Fortpflanzung der Erotik zu sorgen hatte.

Seidenfaden stand vorm Aufbruch des unverdrängten, unbeschränkten Liebesgenusses, die reizenden Widerspiele der männlichen Schöpfung sollten aus der blinden Feßlung durch den männlichen Egoismus befreit werden. Das Patriarchat war endgültig erledigt: Weib und Mann sollten die Eifersucht, die Same alles Bösen war, auslöschen.

Alle jungen Männer und Mädchen sollten frei lieben lernen, keinem Liebenden durfte Abbruch geschehen, küssen und umarmen sollte Jeder frei dürfen in allen möglichen bunten Beziehungen. Die freie Entwicklung und Zeugung durfte keine Fessel dulden: die bunte Funktion der Frau im wechselnden Tausch der Männer und die bunte Funktion des Mannes im wechselnden Tausch der Weiber auf Grund der verfeinerten und vergeistigten Leiblichkeiten freier Individuen. Bunte Frei-Ehen, Verhältnisse auf Kündigung in jedem Geschmack, in jeder Farbe und Gruppierung, ästhetisch oder ethisch. Dann durfte es keine Perversität mehr geben, kein Odium durfte darauf ruhen, wenn der liebevolle Seidenfaden kleine Mädchen küßte oder asketische Frauen umarmte. Die kreuzweis verknüpften Paare durften in ein Paradies treten als Sonnenbad, Kino, Theater der Tausend, Freilichtbühnen, Nackttänzen, Schönheitsabenden im bunten Wechsel, Wandervögelreisen!

Aber einen düstren Winkel gab es, in den Seidenfadens Kuß der ganzen Welt nicht hinabschimmerte, im prächtigen Hause der geistigen Liebe gab es noch immer den bösen Akt, das häßliche Anhängsel, den atavistischen Ueberrest, Wurzel aller Lasten und Qualen, Ursprung aller Verunstaltung und Vernichtung.

Lohengrin kam nicht aus Nacht und Leiden, sondern aus Glanz und Wonne her und bestieg bei Frau Elsens erster böser Frage den Schwanennachen, um den „düstren Winkel" nächtlicher Leiden zu fliehen. So durften die freien Erotiker, die Eleganten des Geistes ihre geputzten Liebesnachen besteigen, um schön schaukelnd dem häßlichen Geschrei der gequälten Wehmutter zu entrinnen.

Seidenfaden dachte sich eine Kunst des Gebärens, spielend, schmerzlos, ohne Gebärwehen durften die Frauen ihre Kinder glatt zur Welt bringen.

Fortsetzung folgt

Umberto Boccioni

Nun hat auch Italien den größten künstlerischen Verlust erlitten: Umberto Boccioni ist am 18. August durch Sturz vom Pferde gestorben. Er ist vierunddreißig Jahre alt geworden.

Der Name Boccioni bedeutet für Italien und damit für Europa die Befreiung von der Auffassung der Kunst als Kunstgeschichte. Die Durchschnittsmaler der ganzen Erde lebten und leben seit Jahrhunderten von den Meistern der Renaissance, alle die unzähligen Schüler und Schülersschüler wurden von der Kunstgeschichte zu Meistern ernannt, ihre Kopien der wenigen wirklichen Meister in sämtlichen Museen und staatlichen Instituten dicht nebeneinander und übereinander aufgehängt. Die Rahmen vergoldeten verbräunte Bilder und die Namen ihrer Macher wurden in das goldene Buch der Kunstgeschichte sorgfältig notiert. Rahmen und Bücher sind geduldig. Der Satz des Buchs der Kunstgeschichte bleibt ewig stehen und das Gold der Rahmen wird nachgeblättert. So wirken die Bilder, so werden die Bilder immer verbräunter, bis der gesunde Mensch über die Farbe wischt, die Schminke ist. Boccioni fuhr mit seiner starken Hand durch die Galerien Italiens, der Staub von Jahrhunderten fiel hinunter, die sogenannte alte Kunst war tot und damit das Geschäft Italiens. Museumsdirektoren und Hotelwirte protestierten. Die Gebildeten der ganzen Erde waren entrüstet. Weil Einer gerüstet in den Kampf zog. Die Gebildeten taten, was Entrüstete tun: sie schrieen. Der Sieger ist stets unbeliebt. Die Gebildeten fühlten sich der Schätze ihres Gedächtnisses beraubt. Sie hatten den ganzen Satz des dicken Buches auswendig gelernt. Die wohlgezählten Namen sollten nicht einen Centesimo wert sein. Wo doch jede namenlose Madonna namenlose Heere von Deutschen und Engländern nach Italien zog. Alle Börsen waren ihnen geöffnet. Und da zu jedem Geschäft ein guter Name gehört, wurde Italien zur Kunstbörse der Welt ernannt. Mit der Kunst liessen sich Geschäfte machen, aber die Kunst macht keine Geschäfte. Boccioni war ein Romane und wurde ein Künstler, der also das Romantische hassen mußte. Er fühlte und wußte, daß Kunst Ordnung ist. Ordnung, die Romantiker Militarismus nennen. Darum erklärte Boccioni der Erde

den Krieg: „Wir wollen den Krieg preisen — diese einzige Hygiene der Welt — den Militarismus, den Patriotismus“. Dieser Satz Boccionis ist so oft falsch verstanden worden, als man Bilder zu verstehen sucht. Nicht nur Bilder, auch Gedanken werden in das beliebte Reich der Tatsachen hinabgezogen. Alles Unglück dieser Erde stammt von der Verwirklichung des Geistigen. Davon, daß Gleichnisse in Bar umgesetzt werden. Während doch alles Vergängliche nur ein Gleichnis ist. Kunst ist Gleichnis und Gleichnis ist Tat. Was wir tun, ist geschehen und was wir nicht tun, geschieht. Es gibt keine andere Anschauung für den Künstler und für die Kunst. Diese Anschauung ist keine Richtung, es ist das Schauen. Boccioni war für den Krieg als geistiges Phänomen. Er war Künstler und wollte wie jeder Künstler das sogenannte Leben aus der Kunst drängen. Als er im Uebermut seines Kunstgefühls Kunst in das sogenannte Leben treiben wollte, stürzte er. Kunst ist unmenschlich, sie tötet, wer sie vermenschlichen will. Boccioni sah den Irrtum seiner Jugend. Wenige Tage vor seinem Tode schrieb er: „Aus dieser Existenz werde ich mit einer Verachtung für alles hervorgehen, das nicht Kunst ist. Nichs ist furchtbarer als die Kunst. Alles was ich gegenwärtig sehe, ist ein Spiel gegen einen richtiggezogenen Pinselstrich, einen harmonischen Vers, einen wohlgesetzten Akkord. Alles, damit verglichen, ist Sache des Mechanischen, der Gewohnheit, der Geduld, des Gedächtnisses. Es gibt nur die Kunst.“

Mitten im Tode sind wir vom Leben umfangen. Die Werke bestehen, wenn auch die Leiber verfallen. Du bist ein Künstler, mein Freund Boccioni, Du hast den Guten Deiner Zeit genug getan. Und wenn Franz Marc, der Deine Bilder liebte, Dir nun die Hand reicht, gedenket dessen, der für Euch lebt, auf daß Ihr lebet.

Herwarth Walden

Lieder

Wilhelm Runge

I

Brach liegt dein Auge
irr drüberhin stottert mein Fuß
Dürr flüstern Zweige herbstzeitlos
die Wolken welken
Des Herzens Türen schlagen heulend zu
nach seinen Wänden zückt das Blut die Hände
und würgt die Tränen in die Adern tot
beschlagen blickt der Stirne helles Fenster
Sturm flattert auf des Herzens wanke Wipfel
Der Tag hält seine blauen Augen zu
und Nacht trieft nieder schwer aus allen Zweigen
des Blutes Atem läuft auf leisen Zehn
knickt um
und stirbt
die Hände perlen Weinen.

II

Sterne himmelflüstern um die Stirn
Denken schläfert sommerseidenweich
Blut geht leise wolkenwellenunter
gestern heute morgenabendrot
golden von den Aesten fällt die Sonne
und zerbricht im moosgen Schoß der Nacht
Seele senkt das kleine Kicherköpfchen
müde schließt das Gras die feine Hand
Herz bückt nieder in das Beet der Sterne
pflückt die strahle Heimat aus der Ferne
Sonnenwälderduft und Nachtigallen blüht ihr
Atem in den Abend auf.

III

Frühe hebt die kleine bleiche Hand
Sonne blinzelt durch die schmalen Finger
Trillernd tropfend taumelnd
tobend
toll
stürzt ihr strahlengoldenes Gelächter
Necken schlängelt rosareihe Bänder
Dämmern huscht verschämt die Augen blind
schallend gröhlt der klobe Tag und stemmt
die Seiten
flimmerleise durch die Adern spielt der Wind.

Maya

Mein Blut. Mein singendes, rauschendes Blut. Nun bin ich stolz.

Heute bin ich der Prinz. Die Schmerzen sind meine Diener. Ich lache. Ich freue mich. Wie sie kommen. Alle mit roten Käppchen. Machen tiefe Verbeugungen. Ich bin der Prinz.

Sie müssen nun Steine tragen. Einen zum anderen. Weiße Marmorsteine. Daraus bauen wir einen Tempel. Einen Wundertempel. Und den Thron. Ich will auf dem Thron sitzen.

Das Leuchten Ihrer Rosennägel wappnet die Türen. Der Altar ist aus Granat. Und über die Wände — über die weißen zarten Hände — springt mein lachendes Blut. Rot und weiß. Aus den heiligen Tempeln hole ich die Leuchter. Mit sieben Armen. Aus Lapislazuli ist der Boden.

Meine Nerven singen den Chor.

Ich hülle mich in den Mantel aus syrischem Purpur. In den Händen den goldenen Kelch. Meine Hände zittern.

Ich warte. Ich warte auf etwas, das kommen soll.

Heute darf ich spielen. Ich lade Frauen in meinen Tempel, die tanzen. Darauf warte ich nicht.

Meine Diener beugen ihre Nacken.

Es kommen Mädchen. Die singen. Der Chor meiner Nerven übertönt ihr Singen.

Der Kelch in meinen Händen zittert sehr. Mein Blut ist trocken darin.

Mir hilft keine Freude mehr.

Ich warte. Ich darf spielen.

Wenn die Kugel kommt, dann soll Hochzeit sein.

Dann werde ich König.

Ich nehme mein Herz. Mein rotes Herz. Aus Smaragd ist ein Becher auf dem Altar. Dahinein stelle ich mein Herz.

Alle fallen auf die Knie und beten.

Die Diener.

Die Frauen.

Die Mädchen.

Ich allein stehe aufrecht. Ich warte nicht auf mein Herz.

Vor dem Altar nimmt das Murmeln kein Ende. Das ärgert mich. Ich befehle Ruhe. Ich bin Prinz.

Das Leuchten der Leuchter erlischt. Du strahlt der smaragdene Becher. Mein Blut sprudelt.

Auf einer Platte aus Rubin bringen sie die Kugel. Nun bin ich König.

Es wendet sich der Staat meines Hofes. Die Gesichter liegen auf dem Boden.

Dann tanzen die Frauen.

Dann singen die Mädchen.

Die Diener pressen tiefer die Köpfe an den Boden.

Der Chor singt sein hellstes Lied.

Sie — Maya — Sie lachen.

Ihr Lachen wirft Goldstrahlen über meinen Tempel. Die Wände werden kostbar glänzen.

Ich trage eine leichte Krone über meinem Kopfe.

Ich bin der König meiner Schmerzen.

Ich grüße Sie — Maya!

Und warte —

Kurt Striepe

Der vergessene Kern

Der Herr von der Täglichen Rundschau hat noch nie ein Bild gesehen. Er weiß aber auch nicht in der Strategie Bescheid, wie er sich gerne einreden möchte. „In geschlossenen Gruppen traten nur die Kriegsmaler auf, rechts die aus Oesterreich-Ungarn, links die Deutschen, die Bulgaren in der Mitte. Sie umlagern den Kern der Ausstellung als ein äußerer Ring. Weiter drinnen findet man noch einen Saal für die wohlwollenden neutralen Schweden, und dann ist auch wieder der Verband deutscher Illustratoren geschlossen beieinander.“ Den Kern der Ausstellung hat man nämlich vergessen. Die Große Berliner Kunstausstellung läßt die Kunst immer aus. Sie will sie jetzt durch Führungen suchen. Aber es ist nichts zu finden. Denn der Herr von der Täglichen Rundschau, ein gewiß einwandsfreier Zeuge, berichtet über des Pudels Kern: „Die Mittelsäle bieten das seit Jahren gewohnte Bild. Gipfelleistungen werden nicht geboten und sind in diesen Zeiten nicht zu erwarten. Man hält auf einen anständigen künstlerischen Durchschnitt, eine gewisse Schulgemeinsamkeit, die ohne Zweifel ein guter Grund ist, von dem sich tüchtige Persönlichkeiten abheben können.“ Es hat schon seinen guten Grund, daß sich auf dem guten Grund nichts abhebt. Nicht einmal tüchtige Persönlichkeiten lassen sich verpflanzen und noch weniger Künstler. Wenn auch „Bracht in seinem Pflüger wieder jene schlichte Größe zeigt, die wir in seiner Art verehren.“ Es ist aber nicht die richtige Art für den guten Grund. Die Leute pflügen immer, ohne zu sehen, daß der Same längst schon aufgegangen ist und zwar über ihren Gipfel hinaus. Aber der neue Cézanne ist von der Täglichen Rundschau entdeckt. Er heißt Albrecht, stammt aus Königsberg und hat ein Stilleben geschickt: „Cézanne hat die Augen stumpf gemacht gegen solche Feinheiten, in denen er nur die Farbe gelten läßt und ihr zuliebe willkürlich wirkt bis zur Brutalität. Ein Albrechtsches Stilleben wie ein altdeutsches oder ein altniederländisches gibt in seiner Bescheidenheit unendlich mehr, indem es uns mitfühlen läßt, wie es der Materie zumute ist. Das ist es schließlich auch, was uns bei jenem Bilde Eichhorsts, einem einfachen offenen Kleiderschrank fesselt.“ Wenn man erfährt, wie es einem Stilleben und einem einfachen offenen Kleiderschrank zumute ist, wird man wieder guten Mutes, diese Feinheit des Stofflichen kann auf die Brutalität der Farbe verzichten, sie erübrigt sogar die ganze Malerei. Man setzt sich an den Frühstückstisch, nicht ohne zuvor seinen einfachen Kleiderschrank offengelassen zu haben, und man weiß, wie es der Materie zumute ist. Die Tägliche Rundschau kann ihren Kunsthirten entlassen, die Herde wird schon nach wie vor sich in der Gartenwirtschaft der Großen Berliner Kunstausstellung vergnügen und die Kunst wird endlich dort vergessen, wo ihrer nicht gedacht werden darf.

Herwarth Walden

Der Sturm
Ständige Ausstellungen
Berlin W Potsdamer Straße 134 a
Geöffnet täglich von 10—6 Uhr / Sonntags von 11—2 Uhr
Tageskarte 1 Mark / Jahreskarte 6 Mark
Monatlicher Wechsel

Vierundvierzigste Ausstellung
Kandinsky

Fünfundvierzigste Ausstellung
Campendonk
Eröffnung: 1. Oktober
Am 1. November: Gedächtnisausstellung Franz Marc

Sturm-Ausstellung zu Brünn
Kaiser Franz Joseph-Jubiläums-Künstlerhaus
15. September bis 15. Oktober

Der Sturm vertritt folgende Künstler und verfügt ständig über deren Gemälde / Aquarelle / Zeichnungen / Handdrucke / Plastiken
Campendonk / Marc Chagall / Jacoba van Heemskerck / Kandinsky / Franz Marc / Georg Muche / Gabriele Münter / Nell Walden
Isaac Grünewald / Sigrid Hjertén-Grünewald
Fernand Léger / Archipenko / Boccioni / Carlo D. Carra / Luigi Russolo / Gino Severini
Fritz Baumann / Vincenc Benes / Albert-Bloch / Max Ernst / Emil Filla / Albert Gleizes / Otto Gutfreund / Oswald Herzog / Johannes Itten / Alexei Jawlensky / Paul Klee / Oskar Kokoschka / Otakar Kubin / Carl Mense / Jean Metzinger / Francis Picabia / Pablo Picasso / Georg Schrimpf / Marianne von Werefkin / Cézanne / van Gogh / Munch

---

Kunstschule Der Sturm
Leitung Herwarth Walden

Unterricht in der expressionistischen Kunst der Bühne / der Schauspielerei / der Vortragskunst / der Malerei / der Dichtung / der Musik

Berlin / Potsdamer Straße 134a

Prospekte kostenlos durch das Sekretariat Der Sturm. Anmeldungen werden dort entgegen genommen. Eintritt am Ersten jedes Monats.

Sturm-Kunstabende
Verein für Kunst / Dreizehntes Jahr
Dreißig Abende September 1916 bis April 1917
In der Kunstausstellung Der Sturm / Berlin

Beginn aller Abende: 8 Uhr

Zweiter Abend / Mittwoch den 20. September 1916
Rudolf Blümner / Vortragsabend:
Mombert / Poe / Strindberg / Stramm

Dritter Abend / Mittwoch den 27. September
August Stramm / Gedächtnisfeier

Vierter Abend / Mittwoch den 4. Oktober
August Stramm / Gedächtnisfeier

Fünfter Abend / Mittwoch den 11. Oktober
Rudolf Blümner / Vortragsabend

Karten 3 und 2 Mark / Stehplatz 1 Mark im Vorverkauf für alle angezeigten Abende an der Kasse der Kunstausstellung Der Sturm und an der Abendkasse

Übertragbare Dauerkarte für jede Serie (zehn Abende): 20 Mark / Verzeichnisse kostenlos

---

Verlag Der Sturm
Berlin W 9 Potsdamer Straße 134 a
Fernruf Amt Lützow 4443

Monatsschrift Der Sturm
Erscheint am fünfzehnten jedes Monats

Dauerbezug
Gewöhnliche Ausgabe Für Deutschland und Oesterreich-Ungarn: Ein Jahr 6 Mark / Ein Halbjahr 3 Mark / Einzelheft 80 Pfennig / Für das Ausland bei direkter Zustellung durch die Post: Ein Jahr 8 Mark / Ein Halbjahr 4 Mark / Einzelheft 1 Mark

Sonderausgabe: Ungebrochene Exemplare, Versendung in Rollen direkt durch die Post für Deutschland und Oesterreich-Ungarn: Ein Jahr 12 Mark / Ein Halbjahr 6 Mark / Für das Ausland: Ein Jahr 14 Mark / Ein Halbjahr 7 Mark
Der Sturm: Erster Jahrgang, Nummer 1—56: 25 Mark / Zweiter Jahrgang, Nummer 57—104: 20 Mark / Dritter Jahrgang, Nummer 105—152/53: 20 Mark / Vierter Jahrgang 154—203: 20 Mark / Fünfter Jahrgang und sechster Jahrgang je 6 Mark

---

Bücher aus dem Verlag Der Sturm
Jedes Buch 2 Mark

Hermann Essig: Der Frauenmut / Lustspiel / Überteufel / Tragödie / Ihr stilles Glück —! / Drama / Ein Taubenschlag / Lustspiel aus dem Leben einer Dienstherrschaft / Napoleons Aufstieg / Tragödie

Adolf Knoblauch: Die schwarze Fahne / Eine Dichtung

Adolf Knoblauch: Kreis des Anfangs / Frühe Gedichte / 5 Mark / Sonderausgabe (Auflage 10): 30 Mark

Paul Leppin: Daniel Jesus / Roman

Paul Scheerbart: Glasarchitektur / In einhundertundelf Kapiteln / Sonderausgabe in zwanzig numerierten und gezeichneten Exemplaren auf Van Gelder Bütten, Decke und Vorsatzpapier von Anna Scheerbart fünfundzwanzig Mark

Herwarth Walden: Kunstmaler und Kunstkritiker / Gesammelte Schriften / Band I
Jeder Band 2 Mark

August Stramm: Du / Liebesgedichte
Nur gebunden 3 Mark

Sturm-Bücher I: August Stramm: Sancta Susanna / **II: August Stramm:** Rudimentär / **III: Mynona:** Für Hunde und andere Menschen / **IV: August Stramm:** Die Haidebraut / **V: August Stramm:** Erwachen / **VI: Aage von Kohl:** Die Hängematte des Riugé / **VII: Adolf Behne:** Zur neuen Kunst / **VIII: August Stramm:** Kräfte / **IX: Aage von Kohl:** Die rote Sonne / **X: Aage von Kohl:** Der tierische Augenblick / **XI: August Stramm:** Geschehen / **XII: August Stramm:** Die Unfruchtbaren
Jedes Sturmbuch 50 Pfennig

Handdrucke aus dem Verlag Der Sturm
Oskar Kokoschka: Plakat für die Zeitschrift Der Sturm / Originallithographie
Der Abzug 10 Mark

Anna Scheerbart: Handgefertigte farbige Vorsatz- und Deckelpapiere für Büchereinbände / Format 42 × 35 Mark 4

Verein für Kunst
Leitung Herwarth Walden
Dreizehntes Jahr 1. April 1916 bis 31. März 1917
Jahresbeitrag 20 Mark

Rechte der Mitglieder: Freier Bezug der Zeitschrift Der Sturm / Freier Besuch aller Sturmausstellungen / Besuch der Sturm-Kunstabende zu halben Preisen / Jedes Jahr frei eine Sturmpublikation / 1916/17 nach Wahl:
Heemskerck: handgedruckter und unterschriebener Holzschnitt auf Kaiserlich Japan-Papier oder zwei Kunstdrucke nach Wahl oder das Sturmplakat von Kokoschka

---

Sturm-Austellungskataloge mit Abbildungen
Der Blaue Reiter / Severini / Archipenko / Skupina / Otakar Kubin / Marc Chagall / Kandinsky
Je 50 Pfennig
Die Futuristen / 60 Pfennig
Erster Deutscher Herbstsalon / Mit fünfzig Abbildungen in Kupfertiefdruck / 2 Mark

---

Kunstdrucke aus dem Verlag Der Sturm
Auf Japan- und Büttenpapier
Jeder Kunstdruck 5 Mark

Oskar Kokoschka: Menschenköpfe: 1 Adolf Loos / 2 Herwarth Walden / 3 Karl Kraus / 4 Richard Dehmel / 5 Paul Scheerbart / 6 Yvette Guilbert
Oskar Kokoschka: Tierbilder
Paul Klee: Kriegerischer Stamm

Künstlerpostkarten / Verlag Der Sturm
Jede Karte 20 Pfennig

Futuristen: Umberto Boccioni: Das Lachen
Luigi Russolo: Erinnerung einer Nacht / Zug in voller Fahrt
Gino Severini: Die Modistin / Ruhelose Tänzerin / Pan-Pan Tanz
36 verschiedene Karten

Mappen und Alben / Verlag Der Sturm
Oskar Kokoschka: Mappe mit zwanzig Blatt Zeichnungen in Strichätzung
Auf Kaiserlich Japanpapier 25 Mark
Auf Costakarton 15 Mark

Kandinsky-Album / Schrift des Künstlers über sich selbst mit sechzig ganzseitigen Abbildungen seiner Werke von 1901 bis 1913 / Album 10 Mark

Heemskerck-Mappe: Sechs handgedruckte und einzeln unterschriebene Holzschnitte / Auflage 30 Mappen
Mappe je einhundert Mark

Neuanzeigen Der Sturm
Herwarth Walden: Das Buch der Menschenliebe / Roman / Nummerierte Auflage von 500 Exemplaren / 3 Mark / Sonderausgabe von Verfasser gezeichnet (Auflage 10): 30 Mark

Am 15. September erscheint: Peter Baum: Schützengrabenverse / Gedichte / Gebunden 3 Mark
Soeben erschienen: Marc Chagall: Zeichnung
Kunstdruck auf Bütten / 5 Mark
Soeben erschienen: Sturm-Künstler / Lichtbildkarte 5: **Rudolf Blümner** / 20 Pfennig / Lichtbildkarte 6: **Campendonk** / 20 Pfennig / Lichtbildkarte 7: **Peter Baum** / 20 Pfennig

---

Anzeigen werden nicht aufgenommen

Ausführliche Verzeichnisse des Verlags Der Sturm kostenlos

Verlag Der Sturm

Verantwortlich für den gesamten Inhalt und Verlag: F Harnisch / Berlin W 35
Druck Carl Hause / Berlin SO 26